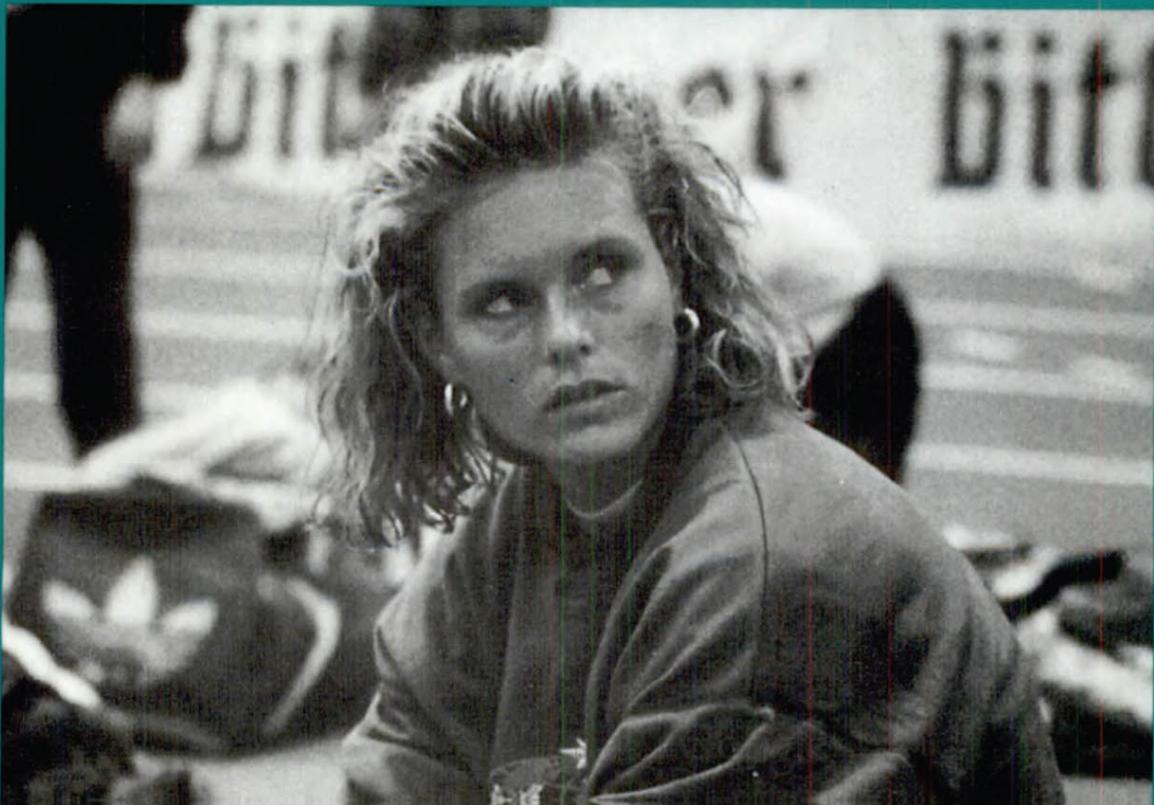


Alexander
Osang
**Aufsteiger –
Absteiger**

Karrieren in Deutschland

Ch.Links



Boris und ich

Der lange Weg zur bedingungslosen Anerkennung des Becker-Hechtes

»Natürlich fällt auch auf, daß alle das gleiche Auto fahren.« (Boris Becker nach einem DDR-Besuch)

Es war ein wunderschöner Sommertag. Klar, leicht und hell wie ein Eagles-Song. Die Sonne hatte um halb zwölf das Fenster des Raumes erreicht, in dem ich lernte, fünf Minuten später kroch sie auf meinen Schreibtisch. Ich sah ihr zu, wie sie ihn Stück für Stück eroberte. Sie tauchte das Wörterbuch in ihr Licht, meine Hefter, meine Hände. Ich wußte, daß sie meinen Lernwillen besiegen würde. Die Tinte floß breiig aus dem Federhalter. Widerwillig und träge formten sich kyrillische Buchstaben auf dem holzhaltigen Papier. Übermorgen sollte ich Russisch-Prüfung haben. Nichts fürchtete ich damals mehr als diese Russisch-Prüfung. Es war die mündliche, was meine Situation nicht verbesserte. Ich haßte Herrn Schmutzler, meinen Russischlehrer, dafür, daß ich hier sitzen mußte, ich haßte ein Volk dafür, daß es nicht ohne sechs Fälle und komplizierteste Konjugationsregeln auszukommen glaubte, ich haßte mich für die Versäumnisse der zurückliegenden zehn Jahre Russischunterricht, ich haßte die Sonne und Wimbledon. Es war der 7. Juli 1985. Ein wichtiger Tag für Boris Becker und mich.

Ich gab auf. Mein kleiner Junost-Schwarzweißfernseher taugte zwar nur bedingt dazu, schnelle Tennisspiele zu verfolgen. Aber daß an diesem schönen Sommernachmittag ein Star geboren wurde, bekam ich wohl mit. Boris Becker machte es mir nicht leicht, gegen ihn zu sein. Das wäre normal gewesen, denn er spielte für die Bundesrepublik, und ich war grundsätzlich immer gegen BRD-Sportler. Mal abgesehen von Ewald Lienen, der ja mit der DKP sympathisierte. Das mag an meiner Erziehung gelegen haben. Vielleicht auch daran, daß man so wenig hatte, worauf man wirklich stolz sein konnte.

Ich habe mir die Kehle heiser geschrien, als Sparwasser die verhaßten deutschen Weltmeister 1974 in Hamburg besiegte, ich konnte vor Wut nicht einschlafen, als Bayern München nacheinander Dynamo Dresden und den 1. FC Magdeburg aus dem Europapokal schmiß, und ich bin heulend vor dem Fernseher meiner Eltern zusammengebrochen, als unsere Handballer in allerletzter Sekunde gegen die BRD-Auswahl eine wichtige

Qualifikation verpaßten.

Boris Becker aber spielte gegen Kevin Curren. Kevin Curren war aus Südafrika. Eine verzwickte ideologische Situation. Zumal Boris Becker rothaarig, häßlich, schlaksig, nicht unsympathisch war und schon damals spielte wie ein Gott. Ich war trotzdem für Curren. Weil der Sportreporter sich in Huldigungen für den deutschen Spieler, das deutsche Tennis, den deutschen Sport übergab. Nachdem Becker den ersten Satz gewonnen hatte, war klar, was der begeisterte deutsche Tennisjournalist nach dem Sieg schreien würde. Deshalb war ich für Kevin Curren. Es half nichts.

Becker gewann. Der Sportreporter schrie. Sie schrien alle. Es gab den Becker-Hecht, die Becker-Faust, es gab nach dem Schlierseer nun auch den Leimener. Jeder kannte das verschüchterte Elternpaar, das mit der Pocketkamera auf den Tribünen von Paris, Melbourne und Flushing Meadow hockte, jeder kannte Gützi Bosch, der allen erzählte, daß Pimperm und Pommes nicht gut seien für Tennis, sondern vielmehr Training. Training und nochmals Training. Als klar war, daß man mit Tennis richtig Geld verdienen konnte, schickten nicht mehr nur Zahnärzte ihre Sprößlinge auf den Platz. Boris Becker kannten fast so viele Bundesbürger wie Max Schmeling. Viele also. Man nannte ihn Bum-Bum oder auch nur Bobele. Tennis boomte. Die Übertragungen im deutschen Fernsehen wurden nicht mehr schamhaft nach den Tagesthemen versteckt. Es gab Frühstücks-Tennis, Tennis zum Mittag, zum Kaffee und zum Abendbrot. Der weiße Sport kratzte am Fußballack. Alles nur wegen Boris.

Lediglich die notorischen DDR-Fernsehzuschauer hatten Ruhe. Tennis war eine Sportart der Couponabschneider. Sie sollte es bleiben. Tennis war Zirkus, wie Formel 1 Zirkus war und der Alpine Rennsport. Der Berichterstattung über Beckers Werbe-Kontrakt mit der Deutschen Bank wurde hierzulande weitaus mehr Medieninteresse zuteil als seinen sportlichen Erfolgen. Der ehrenwerte Thomas Emmerich (DDR-Rekord-Tennismeister) bekam für einen Sieg beim Zinnowitzer Turnier immer noch mehr Zeilen als der Gewinner der offenen amerikanischen Meisterschaften. Es wäre falsch zu behaupten, die Rechnung sei nicht aufgegangen.

Ich sah jetzt zwar Tennis. Vor allem aber, um Becker verlieren zu sehen. Ich fieberte mit Schweden, Chile und sogar den USA, das deutsche Team aus dem Daviscup zu werfen. Ich verfolgte mit gewisser Genugtuung Beckers Gestottere und Gestammel bei Fernsehinterviews. Äh, ich meine, äh, nicht, es ist Tennis, nicht? Einfach herrlich, wie er den Vornamen von Max Schmeling vergaß. Ich habe nie geglaubt, daß Becker ein gnadenlos ausgebeuteter Tenniszirkusartist ist. Dazu hat er einfach zuviel Geld verdient. Aber ich hätte mich wirklich empört, wenn diese Profis zur Olympiade zugelassen worden wären. Und ich war überzeugt davon, daß Thomas Emmerich Boris Becker schlagen würde, wenn er gegen ihn spielen sollte. Soweit ging die Rechnung schon auf.

Unsere nächste Begegnung hatten wir in der »Gift«-Abteilung der Leipziger Universitätsbibliothek. Hier lagerten, nur durch Sondergenehmigungen zugänglich, stapelweise Westzeitungen und -zeitschriften. Bei den Recherchen zu Manipulationsmethoden im Kommentar der bürgerlichen Massenpresse fiel mir eine BILD-Zeitung in die Hände. Boris, las ich, sei entjungfert worden. Ich habe vergessen von

wem. Ich weiß nur, sie war hübsch (Foto oben). Boris, nahm ich zur Kenntnis, stehe auch im Bett seinen Mann. Zum ersten Mal wurde ich neidisch. Irgendwie hatte ich gehofft, er sei impotent oder wenigstens schwul. Oder die Frauen würden nicht auf ihn stehen, so wie er aussieht. Das hätte mir die Vorstellung von seiner gewaltigen Kohle erträglicher gemacht. Aber, daß sie auch noch hübsch war, diese Frau!

Boris wechselte die Frauen und später auch die Trainer wie die Hemden. Er verlor, fluchte und strafte doch seinen zweiten Vater, Gützi Bosch, Lügen. Er blieb immer dran an den Besten der Welt. Wir verloren uns dann vorübergehend aus den Augen, weil RTL die Tennisrechte gekauft hatte und ich auf meinem kleinen Junost-Kofferfernseher beim besten Willen kein RTL empfangen konnte. Nicht mal SAT 1. Kurz vor der Wende, im September 89, hatten wir dann noch ein kurzes, intensives Treffen. Manfred Hönel, der König der Wortspieler unter den schreibenden DDR-Sportreportern, machte es möglich. Boris hatte der DDR mit seiner Freundin Karen einen Kurzbesuch abgestattet. Hönel wußte davon, woher auch immer, und interviewte Becker für die »Junge Welt«. Natürlich tauchte in der abgedruckten Fragestellung die Formulierung »Tennisprofi-Zirkus« auf, obwohl ich wette, daß sie im Gespräch nie gefallen ist, Becker wurde vorgehalten, in Südafrika gestartet zu sein, es wurde vermutet, daß Tennisprofis wohl ein bißchen viel verdienen, das Thema Nationalismus klang an und natürlich die Frage nach dem Weltfrieden. Boris dazu: »Ich kenne mich nicht aus, was der Herr Bush und der Herr Gorbatschow gerade bereden. Ich kann nur hoffen, daß sie über solche Probleme reden, daß heute noch tagtäglich Menschen umkommen ...« Typisch Boris eben. Aber er sagte auch an anderer Stelle zu seinen Eindrücken von der DDR: »Also es sieht nicht viel anders aus als in Leimen, wo ich herkomme.« Mehr wollte ich nicht. Ein bißchen Anerkennung von einem Weltstar. Ich hatte mich wahnsinnig gefreut, als Bruce Springsteen feststellte, es sei bunter geworden in Ostberlin. Und nun Boris. Mir wurde warm ums Herz. Das alles zählte ein paar Wochen später nicht mehr viel.

Nach der Wende kulminierte unsere Beziehung. Wir trafen uns, und diesmal leibhaftig. Es war in Hamburg, es war Januar 1990, und es war kalt. Becker hatte in der Alsterdorfer Sporthalle ein Benefizspiel gegen Karl-Uwe Steeb gemacht. Er hatte gekämpft und gewonnen. Später traf sich der Clan noch in einer kleinen Hamburger Diskothek zum Abschaffen. Michael Stich, Steeb, Karen, Becker und ein paar andere wichtige Leute und solche, die glauben, wichtig zu sein. Die DDR-Repräsentanz bestand zum übergroßen Teil aus Rainer Ernst, der damals noch für den BFC Dynamo kickte, und mir. Es war stickig, schick, und auf der Tanzfläche bewegten sich ein paar Schönheiten.

Es ist schon eigenartig mit den Stars. Man denkt todsicher, daß man sie nicht ernst nimmt. Man lacht über blöde Antworten, man fühlt sich überlegen. Man hält nicht viel von Starrummel und Idolen. Und dann steht man ihnen gegenüber und begreift, was ein Star ist. Ich habe daran gedacht, wieviel Geld dieser Bursche hat, wie viele Millionen Menschen ihn kennen. Ich habe an seine Netzvolleys in der Alsterdorfer Sporthalle gedacht. So bekam ich das Frau-im-Spiegel-Syndrom. Trotz seines Erfolges ist er so normal geblieben, er steht hier neben dir wie ein Durchschnittsbürger und dieser ganze Scheiß. Karen lachte etwas zu laut, sie rauchte wie ein Schlot, Boris alberte mit Stich und Steeb und trank

literweise Saft. Ich trank Bier. Man muß dazu sagen, daß Bier gratis war. Nicht unwichtig damals, vor der Währungsunion.

Dann wurden Boris und Rainer Ernst zusammengebracht, wahrscheinlich stand das so im Protokoll, und ich stellte mich einfach dazu. Boris erklärte Rainer, daß er gern Fußball spielt, und Rainer erklärte Boris, daß er gern Tennis spielt. Boris faßte zusammen: »Ballgefühl ist eben Ballgefühl, näh.« Ich fragte mit zunächst brüchiger Stimme den Mist, den alle fragen. Und Boris antwortete den Mist, den er immer antwortet. Er habe »schonnn« Angst vor Großdeutschland. Irgendwie und oder so. Ehrfürchtig beobachtete ich, wie seine Zunge pausenlos über die dicken Lippen wälzte. Ich nahm anerkennend seinen dösigem Stallone-Blick zur Kenntnis. Er war wirklich wie im Fernsehen. Ich habe noch in Erinnerung, daß er die ganze Zeit rumhampelte. Er hatte Jogginghosen an. Während wir zusammenstanden, es müssen zehn, zwölf Minuten gewesen sein, reckte er die Arme über dem Kopf, verschwand vorübergehend in der Kniebeuge, bog den Rücken nach hinten durch. Wahrscheinlich wollte er, daß das Gespräch wenigstens zu etwas nutze war. Zum Schluß fragte er noch, wie es denn Katharina Witt gehe. Rainer Ernst schaute etwas verunsichert. Ich sprang ihm bei: »Gut wahrscheinlich. Ich sehe sie ja jetzt nicht mehr jeden Tag.« Es sollte so was wie ein Scherz sein. Becker guckte mich aus seinen Kuhaugen verständnislos an. Wahrscheinlich hatte er wirklich gedacht, wir paar DDR-Bürger hocken den ganzen Tag zusammen. Ich hätte mich ohrfeigen können, so unterwürfig war ich.

Fünf, sechs Bier später erwachte der Killerinstinkt in mir. Mit einem Becker-Interview würde ich in Ostberlin sicher ganz groß rauskommen. Ich schlenderte also so cool wie irgend möglich an den Becker-Tisch und fragte ihn, wie es mit einem längeren Gespräch stehe. Becker war sehr freundlich, aber hatte mich schon völlig vergessen. Ich sabbelte etwas von wichtigen Korrekturen am Becker-Bild der DDR-Bürger. Becker sagte nur, daß es im Moment echt ungünstig wäre. Aber im Juni beim Turnier am Rothenbaum solle ich ihn noch mal ansprechen. Er würde sich mein Gesicht merken. Es war Januar. Ich vergaß die Geschichte einfach. Draußen war es bitterkalt, und ich investierte zwanzig Mark meines kostbaren Westgeldes in ein Taxi.

Mein Selbstbewußtsein erholte sich ein wenig an den offenen Mündern der staunenden Ostberliner, denen ich meine kleine Hamburger Becker-Story zum besten gab. Ich schmückte sie liebevoll aus. Als ich dann später las, daß es Journalisten gibt, die noch weit unsinnigere Fragen stellten, war ich restlos zufrieden. Der SPIEGEL druckte sichtlich exklusivbeflissen eine Art Tagebuchgeschichte aus Beckers Feder. Hochgradig peinlich. Noch mehr in die Hose ging ein großes zweiteiliges STERN-Interview mit dem Heroen. Der Interviewer philosophierte mit Becker über Sex auf dem Court, sie überlegten gemeinsam, warum Boris die Frauen darum beneidet, Kinder kriegen zu können, und Becker erklärte allen Ernstes, daß er das Wimbledon-Finale von 1985 am liebsten verloren hätte. Es ist beruhigend zu wissen, daß es keine Frage gibt, die ich Becker damals in Hamburg hätte stellen müssen. Ich habe nichts verpaßt.

Unsere Kontakte beschränken sich nun wieder aufs Fernsehen. Und das ist gut so. Ich sehe ihn jetzt sogar in Farbe. Er ist besser geworden und reifer. Auch ich habe mich

verändert. Es wird zwar noch ein wenig dauern, bis ich mich über einen Sieg der deutschen Fußball-Nationalmannschaft freuen kann, aber ich ärgere mich nicht mehr über Becker-Siege. Wir haben es beide geschafft, die Sache etwas unemotionaler zu sehen. Es ist doch nur ein Spiel, nicht wahr, Boris?

Nur zuweilen ertappe ich mich noch bei der schadenfrohen Gewißheit, daß unser Thomas Emmerich den Becker doch geschlagen hätte.

April 1992